**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 22 (1918-1919)
**Heft:** 5

**Artikel:** Volkstümliches aus dem Zürcher Unterland
**Autor:** Binder, Gottlieb
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-664239

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 24.08.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Volkstümliches aus dem Zürcher Unterland.

Von Gottlieb Binder, Kilchberg.

## 1. Aus der Kinderzeit.

### a) D' Chinde gönd i d' Maie.

Sobald der Frühlingsgeruch des Waldes ins Dorf hereingeweht kam, gingen die Kinder auf die Suche nach Zylander. Von ihren ältern Geschwistern kannten sie die Stellen des Waldes genau, wo das frühzeitige Sträuchlein mit seinem kelchförmigen, hyazinthenartig duftenden Blüten wuchs. Kurz nachher erschienen die Schneeglöcklein auf Plätzchen, wo kaum die Sonne den Schnee weggetaut hatte. Später suchten die Kinder in noch kahlem Buchen- und Erlengehölz die „klassischen" Frühlingsblumen des Waldes, die „Geißenblume" (Hainanemone) und die im Unterland einer besonderen Volkstümlichkeit sik erfreuende Schlüsselblume, dort „Änggeli"*) genannt. Diese Blume erschien jedes Jahr besonders zahlreich im einsamen Tal des (im Windlacher Bann gelegenen) Schlatti, wo der Winter am längsten blieb. Während die Kinder auf den sumpfigen, noch nicht durchwegs schneefreien Matten, neben knospenden Erlen die flockigen Schlüsselblumen zu „Maien" pflückten, wehte bald der rauhe Wind, schien bald die milde Sonne, trieben die Stare — unbekümmert um die Launen des Märzenwetters — in den blühenden Kirschbäumen des Talgrundes und der Hänge ihr munteres Spiel. Zu Hause stellten die Kinder die „Änggeli" im Trinkglas vor's Fenster. Brachte dann ein rauher Frühlingstag nochmals Schnee, so blieben die Kleinen in der Stube und sangen als Ringelreihen den „Zug ins Besenreis":

Anneli mit der rote Brust,**)
Chumm, mer wänd i d' Haselnuß!
D' Haselnuß sind nanig rif,
Chumm, mer wänd i's Bäseris!
's Bäseris häd na kes Laub.
Chumm, mer wänd is Haberstrau.
's Haberstrau ist nanig da,
Chumm, mer wänd in Garte ga.
Gartega ist au gar hert,
Chumm, mer wänd is Fäderebett.
's Fäderebett ist nanig lind,
Chumm, mer wänd an chüele Wind.

Während das zürcherische Kinderlied „Der Mai ist kommen und das isch ja wahr! Es grüenet iez alles im Laub und im Gras" in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Unterland nicht mehr gesungen wurde, kannte dagegen noch in den 80er Jahren jedes Kind den „Zug ins Besenreis".

Gleichzeitig mit den Schlüsselblumen erschienen auf dem Anger die ebenso beliebten Müllerblümli, die in ihrer Schlichtheit selber anmuteten

*) Vergleiche die Bezeichnungen Madäneli und Mattengeli.
**) Das rote Brusttuch der Wehntalertracht.

wie naive Bauernkinder. Kam dann der Mai mit seiner Blumenfülle in Garten, Wiese und Feld, so nahm die Freude der Kinder am Blumensammeln merklich ab. Wohl stellten sie die „Majenrizli" und die „Blaublümelein" (wie das Volkslied die Vergißmeinnicht nennt) in den Gläsern vor die Stubenfenster, nie dagegen die Blumen der Heuwiese: die Margriten, Zentaureen, Skabiosen und Lichtnelken. Bezaubernd auf das kindliche Gemüt wirkten jeden Sommer wieder die Blumen des Getreidefeldes: die blaue Kornblume und der rote Mohn. Um die Zeit der Ernte schritten sie durch die „goldenen Gassen" des Ährenfeldes und pflückten die Feuerblumen, die sie zu Hause in halb mit Wasser gefüllte „Doktergütterli" stopften und mit einem Holzstöpsel zerstampften, weil sie glaubten, auf diese Weise Tinte herstellen zu können.

### b) Arbeit und Spiel.

Die Kinder wurden früh zu zweckmäßiger, gelegentlich auch zu über ihre Kräfte gehender Arbeit angehalten. Alle Buben mußten „z'Acker tribe", oft schon vom 6. Altersjahre an. Schaute dann solch ein Dreikäsehoch nicht recht zum Gespann, so daß der Pflug aus seinem Geleise kam, so fehlte es ihm nicht an derben Zurechtweisungen durch den Pflüger, denn es ließ sich kein Bauer gerne vorhalten, einen „Struchrain" gemacht zu haben. Mancher „Tribbub" war darum froh, wenn die Elfuhrglocke läutete und er ausspannen konnte. Schon im Februar suchten arme Kinder auf aperen Stellen der Äcker den fröhlich grünenden Nüßlisalat (Rebkresse). Im Heuet halfen die meisten Buben und Mädchen, indem sie morgens das Gras „verzettelten" und abends die „Rechete" dem Wagen nachtrugen. Neben dem Heuet her und meist noch 2—3 Wochen darüber hinaus währte die Beerenzeit. Hauptsächlich die Kinder armer Leute suchten mit großem Fleiße die in den Wäldern massenhaft gedeihenden Erdbeeren und Heidelbeeren. Kein Weg selbst nach den entferntesten Wäldern „im Stein", im Stadler-, Weiacher- und Schanzenberg und in den „Stadtforren" zwichen Eglisau und Rafz war ihnen zu weit. Gewöhnlich waren sie schon zur Zeit des Hahnenschreis auf den Füßen. Sie blieben den ganzen Tag im Walde und hatten nichts zu essen bei sich als ein Stück trockenen Brotes, ausnahmsweise einmal etwas Zieger. Machten die durch Laub- und Nadeln hereinspinnenden Sonnenstrahlen sie durstig, so tranken sie aus der frischen Waldquelle. Mit gefüllten Körben stiegen sie dann von Berg zu Tal und sangen, daß es laut im Wald widerhallte, das Kinderlied:

„Heubeeri, meh weder Laub,
De Schlattibur häd si Frau verchauft!
„Wie tür?"
„Um en Sack voll Sprür."
„Wie meh?"
„Um en Sack voll Chlee."
„Wie minder,"
„Um en Sack voll Chinder."

Am Abend brachten sie die gesammelten Beeren einer Händlerin nach Stadel und trugen den Erlös, der durchschnittlich 1—2 Fr. betrug, ihrer armen Mutter heim.

Zur Zeit der Ernte lasen die Kinder beiderlei Geschlechts auf den sonnenheißen Stoppelfeldern hinterm Garbenwagen her die abgefallenen Ähren auf. Arme Kinder durften, sobald der Wagen fort war, den Acker betreten und die noch zwischen den Stoppeln liegenden Ähren in Körbe und Säcke sammeln. Im Herbst mußten die Kinder der Groß- und Kleinbauern auf den Äckern die Kartoffeln auflesen, wobei sie an den nebligen, kühlen Vormittagen gern ihre Finger wärmten an einem Feuer aus dürren Kartoffelstauden. Eine beliebte Arbeit bot jeweilen der „Wümmet". Im Hochwinter, wenn der kalte Nordwind über die Felder wehte und der Wald tief verschneit war, sah man wie in der besseren Jahreszeit — Tag um Tag arme Buben, „ins Holz" gehen. Die Armen kauften kein Holz; sie halfen im Winter den Bauern beim Holzfällen und erhielten dafür zum Lohn den Ertrag an „Stöck und Stude" ganz oder teilweise; was sie darüber hinaus noch brauchten, holten sie ohne weitere Umstände in den ausgedehnten Waldungen des Sali, des Vorder- und Hinterendberges, der Nachtweid, des „Stein" u. a. O.

Spielzeug nach heutigen Begriffen kannten die Bauernkinder nicht. „Pferde", „Wägelchen", „Tokebabi" u. a. stellten die ältern Geschwister den jüngern selbst her. Ein Sandhaufen, wo die Kinder ihre Zeit verbringen konnten, befand sich in jedem Dorfe. Ein lieber Gespiele war den Knaben von Windlach der „Kellbach", der, reich von Erlen- und alten Weidensträuken eingesäumt, viele Brücken und Stege hatte, hölzerne Schwellen zum Stauen des Wassers, ungezählte Uferlöcher, in denen man Forellen und Krebse fing, und munter dahingleitendes Wasser, das sich vorzüglich für Rindenschiffchen eignete. In der großen Kiesgrube im Lee fanden die Knaben weiße Kiesel, mit denen sie zu Hause im finstern Wandkasten Funken schlugen.

Fast jeden Sommer kamen Seiltänzer oder Komödianten ins Dorf. Weder das „kluge Pferd" noch der „dumme" August haben sich dem jugendlichen Gedächtnis besonders eingeprägt, unauslöschlich dagegen die Vorgänge beim Bezug des Eintrittsgeldes. Dem ersten Akte wohnte nämlich in dicht gedrängtem Kreise sozusagen die ganze Gemeinde als Zuschauer bei. Trat dann aber am Schlusse des ersten Teils diejenige Person in den Kreis, die mit einem Teller das Eintrittsgeld erhob, so übte ihr Erscheinen die gleiche Wirkung aus, wie wenn ein reißender Leu in die „Arena" gesprungen wäre — mindestens die Hälfte der Zuschauer stürmte in wilder Flucht davon und war auch durch die verlockendsten Zurufe des Einzügers nicht mehr zur Umkehr zu bewegen.

Gegen den Herbst hin kam alljährlich „de Gschirma" nach Windlach, Stadel und derenden. Zwei wohl genährte Pferde zogen den blau bemalten Wagen, über den auf hölzernen Bogen weißgraues Segeltuch gespannt war. In der vorderen Öffnung saßen die beliebten Geschirrleute, Mann und Frau, deren Gesichter vor Gemütlichkeit und Zufriedenheit strahlten. Auf dem Dorfplatz stellten sie ihre mit Sprüchen gezierten farbenfrohen — „geringelten und getupften" — Teller, Schüsseln, Tassen und „Beckeli" zur Beschau und zum Verkauf aus. Während die Bäuerinnen mit der Geschirrfrau plauderten, markteten, handelten und auch ihre kritischen Bemerkungen machten über Sprüche, wie z. B.: „Meine Frau heißt Lisabeth, wenn ich nur eine andere hätt" und

„Lieber will ich ledig läben,
Als der Frau die Hosen gäben"

machten sich die Buben beim Wagen zu schaffen, wo der gutmütige Alte in blauem Überhemd, die Pfeife schmauchend, ihnen in rot und blau gewürfeltes Papier eingeschlagene Griffel verkaufte und rote Holzpfeifchen, mit denen sie nachher so unbändig auf Straßen und Gassen pfiffen, daß die sonst weder gesprächigen noch sehr empfindlichen Bauern, halb zur Verzweiflung gebracht, ihnen die derbsten Flüche zuriefen. Als Tauschmittel brachten die Bauernjungen dem „Gschirma" Knochen und Hörner von Kühen und Ochsen. Kam es dabei vor, daß Lausbuben ein bereits abgegebenes Ochsenhorn hinten wieder aus der Wagenbänne entwendeten, damit einen Rundlauf ums nächste Haus machten und, von anderer Seite auf den Wagen zukommend, es dem Händler zum zweiten und dritten Mal zum Tausch anboten, so rief seine Frau etwa im gemütlichsten Tone der Welt: „Du alte=n=Esel, merkst dänn nüd, daß s' der immer 's glich Horn verchaufed!?"

Viel Freude bereiteten den Dorfkindern auch die Orgelmänner mit ihrem unermüdlichen Spiel, die Typen von der Landstraße (de Tüfenerjoggeli und de Wisliker Tanzgiger und Handorgler) und die Krämer, die an der Kilbi und am Stadler Jahrmarkt ihre Verkaufsbuden aufschlugen.

Wenn ein Bauer einen neuen Tennboden aus Lehm machte, mußten Buben und Mädchen „go Lei trampe", d. h. barfuß im Lehm herumstapfen, bis er recht „durchknetet" war. Am Sonntag erstellte der Bauer uns dann zum Dank zu „unserem Gebrauche" eine „Ritseili", die er an der „Brügi" befestigte. Kaum war aber die „Riti" recht eröffnet, so stellten sich die großen Burschen und Töchter ein und nahmen diese endgültig in Beschlag. Dagegen spielte der Handorgler, den sie mitbrachten, Lieder und Tänze ohne Ende und entschädigte uns auf diese Weise.

Dem Kinderspiel boten die alten, mit Sprüchen gezierten Speicher und die dämmerigen Trotten kurzweilige Verstecke; ein beliebtes Stelldichein bildeten auch die heimeligen Dorfbrunnen. Im Sommer gingen die Buben des Unterlandes, wie allerorten, an die Kirschen und — was noch schlimmer war, auch etwa an die unreifen Äpfel, gern „besuchten sie auch den „Mägiacker", wo sie Mohntöpfe abrissen und die schwarzbraunen, wohlschmeckenden Samen verspeisten. Im Weinberg schreckte man sie mit dem „Trubehanneß", auf der Straße nach Betzeitläuten dagegen mit dem „Nachtheuel". Beim Viehhüten, bei den Rübenlichterumzügen, beim „Klausen" und beim „Silvestern" erlebten sie des Jahres letzte, nicht alltägliche Freuden. Ein Festtag besonderer Art war zumal für die ärmeren Kinder die Metzgete, weil sie dann abends, sobald die Dunkelheit herein gebrochen war, in den betreffenden Häuern um Würste singen durften. Noch in den 80er Jahren vorigen Jahrhunderts hätte sich ein rechter Unterländer Bauer geschämt, Kinder ohne eine Gabe zu entlassen, wenn sie das im Stadlertal bodenständige Wurstbettellied sangen:

I singe=n=um ene Wurst,
's sind eusen e ganzi Purst.*)
I singe=n=um ene Hamme,
I mag sie nüd erlange.

*) Gesellschaft, viele.

I singe-n-um ene Chrumbbei,
Gemmer eis, so chan i hei.
Gemmer ab ere Site,
Su chan i druf heirite.
Gemmer zwo, so bin i froh, —
Gemmer drei, so bin i frei,**)
Gemmer sechs, so sind er recht,
Gemmer siebe, so bin i z'friede,
Gemmer acht, so lupf i d'Chappe und säge guet Nacht.

**) Freundlich, gut.

## Eure Weisheit.

Ich sah am liebsten hoch im Turm
weit nach den blauen Landen,
bin jauchzend bei dem lauten Sturm
des Glockenschwungs gestanden;
ich kam hernieder, doch empor
schlägt noch mein Herz nach Jahren.
So blieb ich immer euch ein Tor,
die niemals droben waren.

J. G. Fischer.

## Tänzerin.*)

Es muß in jeder Sprache Worte geben, die ihre Bedeutung und damit Melodie und Betonung geändert haben, ohne daß wir es wahrgenommen hätten. So das Wort Arbeit. Es wird gewiß einer kommenden Zeit wieder etwas Harmloseres bedeuten als heute, wo es doloroso vorgetragen sein will, solange wir vor der Unternehmung stehen, grandioso aber mit einer Art von saurem Pathos, wenn wir diese hinter uns haben. Freilich, man wird gerne feierlich, wenn man von Überwindung spricht. Denn was haben wir nicht alles aus der Arbeit gemacht, eine Magd, eine Sklavin im Dienste eines

*) Aus: „Von Kalvarien und Kreuzwegen", Wanderschriften von Max Koch. Verlag von Rascher & Co., Zürich, 1918. Fr. 2. — Ein starker Eigenwille, eigene Anschauungen, die auf persönliches Erleben und Sehen zurückgehen, sind diesem frisch geschriebenen Büchlein eigen. Mit Vorliebe stellt er seine Betrachtungen auf Grund einer Begebenheit an, die er recht häufig zu einem Sinnbild des Lebens zu erweitern versteht. Der sprachliche Ausdruck besitzt Eigenklang und Bilderkraft, die gelegentlich darunter leidet, daß der Verfasser die Bilder aus verschiedenen Gebieten herholt, was immer beweist, daß ihm das eine, das für die Phantasie des Lesers maßgebend sein sollte, an Schlagkraft nicht genügt. Aber wir haben doch einen Menschen vor uns, der sich bemüht, hinter dem Sichtbaren die unsichtbaren Kräfte, und damit den eigentlichen Sinn der Erscheinungen des Lebens ausfindig zu machen. Man lese als Beispiel „Die Tänzerin". Dabei wollen wir nicht vergessen, daß kein Geringerer als Gottfried Keller einmal den lebenserfahrenen Ausspruch tat, man müsse jeden Beruf und jede Arbeit mit solcher Ausdauer und solchem Ernst betreiben, als ob man ausschließlich dazu geboren worden wäre.